

---

**Jutta Scherrer**

## **„Zeit und Sein“ in Rußland**

Stereotypen und Topoi von Zeit haben seit dem frühen 18. Jahrhundert auch in „Völkertafeln“ Verbreitung gefunden, die die Eigenschaften der einzelnen Völker beschrieben. In einer solchen „Völkertafel“ steht zu lesen, daß sich der „Moskowier“ die Zeit am liebsten „mit Schlafen“ vertreibt<sup>1</sup>. In „Zauberberg“ läßt Thomas Mann seinen jungen Helden Hans Castorp, den „Sohn des Westens“, von dem älteren Literaten und „homo humanus“ Ludovico Settembrini warnen, sich nicht von russischen Begriffen infizieren zu lassen und die Zeit heilig zu halten: „Diese Freigiebigkeit, diese barbarische Großartigkeit im Zeitverbrauch ist asiatischer Stil... Haben Sie nicht bemerkt, daß, wenn ein Russe ‚vier Stunden‘ sagt, es nicht mehr ist, als wenn unsereins ‚eine‘ sagt. Leicht zu denken, daß die Nonchalance dieser Menschen im Verhältnis zur Zeit mit der wilden Weiträumigkeit ihres Landes zusammenhängt. Wo viel Raum ist, da ist viel Zeit, man sagt ja, daß sie das Volk sind, das Zeit hat und warten kann. Wir Europäer, wir können es nicht.“<sup>2</sup>

Denis Sdviškov vom Moskauer Institut für Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften und ich wollten auf der Leipziger Konferenz über das „Zeitfeld 2000. Jahrhundert(w)enden im Vergleich“ gemeinsam über „Zeit und Sein“ in Rußland reflektieren. Vorgesehen war ein Dialog zwischen uns, gleich dem zwischen Oblomov und Stolz, den Hauptcharakteren in Gončarovs bekanntem Roman „Oblomov“. Wobei allerdings nicht der Russe die Partie des nie aus seinem Bett herausfindenden Oblomov übernehmen sollte oder die Deutsche die des akkuraten, pragmatischen und ach so pedantischen Stolzes. Viel eher wollten wir den Vorstellungen, aber auch den Klischees, Stereotypen und Mythen nachgehen, die unsere unterschiedliche oder auch gar nicht so unterschiedliche Auffassung von Zeit in der russischen Kultur kennzeichnen und dabei auch, sozusagen als Nebenprodukt, die Zeitauffassung des Russen von derjenigen des „Westlers“ unterscheiden.

Nun, Denis Sdviškov hat ein ausgesprochen akkurates Zeitgefühl und ist nicht auf die Leipziger Konferenz gekommen, weil er meinte, aus zeitlichen Gründen die gründliche Vorbereitung für unseren Dialog nicht lei-

---

1 Vgl. F. Stanzel (Hrsg.), *Europäischer Völker Spiegel. Imagologisch-ethnographische Studien zu den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts*, Heidelberg 1999.

2 Th. Mann, *Der Zauberberg*, in: Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden, Frankfurt a. Main 1967, Bd. I, S. 257-258.

sten zu können. Ich fand mich also allein mit einem viel zu großen Thema, das ich hier nur essayistisch andeuten kann.

\* \* \*

Bis zum Februar 1918 hat Rußland seine Zeit anders gezählt als der „andere“ Teil Europas. Nach der Christianisierung der Kiever Rus übernahm diese im 13. Jahrhundert auch den Julianischen Kalender. Die Jahre wurden gezählt von der „Erschaffung der Welt“ an, d. h. 5508 Jahre „vor Christi Geburt“.

Bis 1492 begann in der Rus das Jahr am 1. März (wie im alten Rom vor der Einführung des Julianischen Kalenders): Der erste März galt als der erste Tag nach der Erschaffung der Welt und war ein Freitag. Von diesem Datum aus wurde ein ewiger Kalender, *vručeleto*, errechnet, nach welchem dann die Wochen und Tage für jedes Datum erstellt wurden. Seit 1492 begann in Rußland das Jahr nach byzantinischem Vorbild am 1. September, wobei die vorangegangene Errechnung „seit Beginn der Welt“ beibehalten wurde. Die kirchlichen Feiertage waren überhaupt nur bis zum Jahre 1492 vorausgerechnet worden – bis zu dem Zeitpunkt, als das siebente Tausendstel der altrussischen Ära endete (1492 + 5508 = 7000) und das Ende der Welt angenommen wurde.

1699 feierte Rußland das neue Jahr gleich zweimal: den ersten September als das Jahr 7208 „seit Erschaffung der Welt“ und – per Erlaß Peters I. vom 15. Dezember 1699 – den 1. Januar als das Jahr 1700 „nach Christi Geburt“. Der Ukas Peters I. ordnete ausdrücklich an, die Benennung „nach Christi Geburt“ einzuführen und auf das Epitheton „seit Erschaffung der Welt“ zu verzichten. Der Julianische Kalender blieb in Rußland nach wie vor in Kraft. Peter I. führte übrigens auch die in Westeuropa bereits gebräuchliche Form des gedruckten tabellarischen (Wand-)Kalenders ein – russisch *mesjačeslovo*<sup>3</sup> (mit Angaben über Astrologie, Wetter, Ernten, Kriege, Krankheiten etc.). Seit dem 16. Jahrhundert waren hauptsächlich aus Polen und Schweden sogenannte Almanache nach Rußland gekommen, die dort selbst seit 1664 erschienen. In Moskau gab es serienmäßige Kalender seit 1709, in St. Petersburg seit 1713. Anfänglich wurden diese Kalender aus westeuropäischen Sprachen übersetzt. Seit 1727 hatte die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften das ausschließliche Druckprivileg für Kalender und seit 1865 wurden die Kalender, die vor allem in der Volkserziehung eine bedeutende Rolle spielten, auch von privaten Unternehmen gedruckt.

Als Peter der Große die Zeitrechnung „seit Erschaffung der Welt“ aufhob, hatten die katholischen Nationen Europas den 1582 von Papst Gregor XIII. geschaffenen Gregorianischen Kalender bereits eingeführt, während

3 *Mesjačeslovo*: ursprünglich die Bezeichnung für den Kalender der Kirche, seit 1770 offiziell als Bezeichnung für den Kalender benutzt.

die evangelisch-protestantischen Länder nur zögernd folgten, manche erst im 18. Jahrhundert: Deutschland im Jahre 1700, England 1752, Schweden 1753. Rußlands Verhältnis zum Katholizismus, um nicht zu sagen seine Feindschaft gegenüber dem Papsttum war der Hauptgrund dafür, daß im 19. Jahrhundert verschiedene Versuche fehlschlügen, den „neuen Stil“ der Zeitrechnung zu übernehmen: so etwa die Initiative eines im Jahr 1830 hierfür speziell gegründeten Komitees der Russischen Akademie der Wissenschaften. Doch der Minister für Volksbildung, Fürst Lieven, lehnte eine neue Datierung ab mit dem Hinweis auf die ungebildeten Volksmassen, unter denen der neue Kalender nur Verwirrung stiften würde. Ein internationaler statistischer Kongreß mit russischer Beteiligung schlug 1863 einen ganz neuen Kalender vor, da auch der Gregorianische Kalender nicht fehlerlos war. Katharina II. hatte übrigens den Juliahischen Kalender in den weißrussischen Gouvernements einführen lassen, „die an Rußland zurückkamen“, wie es euphemistisch in der Ende des 19. Jahrhunderts herausgegebenen *Brokgaus-Efron-Enzyklopädie* zu lesen steht: gemeint war der östliche Teil Polens.

Der in Rußland bis 1918 gültige Gebrauch des Julianischen Kalenders stiftete mit seiner sich vom Westen unterscheidenden Datierung zahlreiche Verwirrungen beim Vergleich russischer und „westlicher“ Daten. Das galt besonders seit dem 18. Jahrhundert, als die politischen und kulturellen Verbindungen Rußlands mit dem Westen sehr viel intensiver wurden. Während des 17. Jahrhunderts hinkte der russische Kalender dem Gregorianischen zehn Tage nach, und in jedem folgenden Jahrhundert fiel Rußland nochmals je einen Tag hinter den Kalender der restlichen Welt zurück. Nicht nur Historiker, sondern vor allem Politiker, Diplomaten und später auch Geschäftsleute, die Verträge und Abkommen abschließen mußten, haben unter den durch die verschiedenen Datierungen entstandenen Komplikationen gelitten. Aber auch von Zug- und Hotelreservierungen abhängige Reisende kamen mit der unterschiedlichen Zeitrechnung häufig nicht zurecht. Korrespondenzen von Staatsmännern, Schriftstellern und Privatpersonen weisen das eindrücklich nach. Aufschlußreich ist in dieser Hinsicht die Beobachtung von „Bewegungen“ russischer Revolutionäre in Westeuropa durch die Ochrana, deren Agenten sich nicht selten bei der Verfolgung ihrer „Helden“ in den Daten verhedderten, die St. Petersburg nach Paris weitergab, wo die Ochrana eine Agentur unterhielt. Die Historiker haben sehr früh die Hilfswissenschaft „Historische und technische Chronologie“ eingeführt und unumgängliche Umrechnungstabellen für die verschiedenen Kalender erstellt. Die Datierung von Ereignissen der russischen vorrevolutionären Vergangenheit, beispielsweise in Geschichtsbüchern, nennt die Daten zumeist nach dem Gregorianischen Kalender als „neuer Stil“ und nach dem Julianischen Kalender als „alter Stil“. Doch herrschte auch hierüber bis in die allerletzte Zeit Verwirrung. Prak-

tisch muß der sich mit Rußland befassende Historiker jedes einzelne Datum überprüfen.

Am 26. Januar 1918 wurde vor allem auf Initiative des bolschewistischen Außenministers beschlossen, den „westeuropäischen Kalender“ einzuführen, den die junge Sowjetmacht allerdings nicht als „Gregorianischen Kalender“ bezeichnet haben wollte. Das geschah am 1. Februar 1918, der damit von einem Tag auf den anderen in ganz Sowjetrußland zum 14. Februar wurde.

Kennzeichnend sind unter dem Datum des 14. (1.) Februar 1918 abgefaßte Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Zeitgenossen. So schreibt der damals schon physisch wie psychisch erschöpfte Dichter Alexandr Blok in seinem Tagebuch vom 14. Februar 1918 lakonisch: „Gestern war der 31. Januar.“ Einige Zeilen weiter erwähnt Blok ebenso lakonisch die „neue Schrift“, d. h. die neue Orthographie, die die Sowjetregierung an diesem Datum gleichfalls einführte.<sup>4</sup>

Die Angleichung an den westlichen Kalender, die insbesondere zur Modernisierung und Tehnologisierung Rußlands beitragen sollte, stellte in einem gewissen Sinn jedoch auch einen Kompromiß dar: Die von allem Anfang an mythologisierend gebrauchte Bezeichnung „Oktoberrevolution“ trifft nur nach dem Kalender „alten Stils“ zu – nach „westlicher“ Zeitrechnung fällt der 25. Oktober auf den 7. November. Seit 1918 wird der Jahrestag der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ am 7. November begangen, doch niemals wurde der Versuch unternommen, sie etwa als „Novemberrevolution“ zu erinnern. Selbstverständlich schaffte das neue, atheistische Sowjetrußland die Datierung „vor“ und „nach Christi Geburt“ ab und führte dafür die Bezeichnung „vor unserer Zeitrechnung“ und „neue Ära“ (*novaja era*) oder „unsere Ära“ (*naša era*) ein.

Das von Lenin unterzeichnete Dekret über die Einführung des neuen Kalenders, der Rußland „mit den meisten zivilisierten Völkern in Einklang bringen“ sollte, hatte für Traditionalisten auch eine antireligiöse Implikation: Die russische orthodoxe Kirche schien nunmehr zwei Wochen hinter der Welt zurück. Dasselbe Dekret hob kirchliche Feiertage, die in Verbindung zur Dynastie der Romanovs standen, auf und ordnete Sonntage und sowjetische Feiertage als Ruhetage an.<sup>5</sup> Die russische orthodoxe Kirche behielt den Julianischen Kalender bis heute bei, da sie den Gregorianischen Kalender für nichtkanonisch hält. Der Kalender der Kirche, der nach sogenannten Paschalien (*pašalija*) berechnet wird, läßt sich allerdings nur schwer in den neue Kalender des Menschen übersetzen, was häufig Verwirrung stiftet.

4 A. A. Blok, *Sobranie sočinenij v vos'my tomach*, Moskau/Leningrad 1960–1963, Bd. 7, S. 324.

5 Vgl. Richard Stites, *Revolutionary Dreams*, New York/Oxford 1989, S. 87.

Für traditionell denkende Russen, vor allem für die russische Emigration nach 1917, galt der alte Kalender – der jetzt zum Kirchenkalender stilisiert wird – als „wahrhaft russisch“, „national“ und „volksnah“, als Ausdruck des „eigentlichen“ Rußland. In der Emigration erscheinende Zeitschriften führten häufig eine Doppeldatierung ein: nach dem „alten“ und „neuen“ Stil. In Korrespondenzen wurde meistens das Datum „alten Stils“ angeführt, sowie diese Kreise bewußt auch an der alten, vorrevolutionären Orthographie festhielten. Nicht zuletzt sollte hiermit der Unterschied zwischen dem authentischen Rußland und dem profanen Sowjetrußland der Bolschewisten markiert werden.

Dieser Kalender-Dualismus spiegelte sich natürlich im Geschichtsbewußtsein wider, so etwa wenn von der Opposition zwischen dem „vorrevolutionären“ und dem „nachrevolutionären, d. h. „sowjetischen Rußland“ die Rede war, oder wenn es um die Frage nach Diskontinuität und/oder Kontinuität im historischen Prozeß Rußlands ging – eine Problematik, die im Zusammenhang mit der Einführung des neuen Kalenders jedoch niemals genauer untersucht worden ist. Dabei hat gerade diese Dichotomie, die auch aus der schöngestigten Literatur ersichtlich wird, sehr stark das Lebens- und Zeitgefühl einer oder zweier Generationen geprägt.

Das nach dem Zusammenbruch des Kommunismus 1991 erneut als offizieller Feiertag eingeführte Osterfest wie auch andere seitdem wieder begangene kirchliche Festtage folgen wiederum der alten, vorrevolutionären Berechnung – was in eher verwestlichten Städten wie Moskau und St. Petersburg zum Anlaß genommen wird, sowohl das westliche Weihnachten vom 24. bis 26. Dezember zu begehen (weil an diesen Tagen die westlichen Firmen geschlossen bleiben) als auch das neu eingeführte russische Weihnachten am 7. Januar. Das gleiche gilt für das westliche und russische Neujahr, das sowohl am 1. als auch am 14. Januar gefeiert wird. Derart sorgt im postkommunistischen Rußland die Rückkehr zu den eigenen Traditionen, verbunden mit der Übernahme westlicher Lebensgewohnheiten, für eine mehrwöchige Unterbrechung des ansonsten so zeitbewußt gewordenen Lebens.

Im russischen Imperium hat es außer dem Julianischen Kalender auch noch andere Zeitberechnungen gegeben wie den islamischen und den türkisch-mongolischen Kalender. Auch Georgien und Armenien hatten andere Zeitrechnungen, und ebenso einige baltische Völker im 13. und 14. Jahrhundert. Sowjetische Historiker und Ethnographen haben die unterschiedlichen Kalender der „Völker der UdSSR“ zu einem großen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung gemacht und vergleichende chronologische Tabellen erarbeitet, die die Zeiten von den einzelnen Kalendern, besonders die islamischen Feiertage, in den Julianischen wie in den Gregorianischen Kalender umrechnen.

Das russische und sowjetische Imperium wie die heutige Russische Föderation leben aber auch in unterschiedlichen Zeitzonen. Zwischen dem westlichen Moskau und Wladiwostok im fernen Osten liegen acht Zeitzonen, die einen Unterschied von elf Stunden ausmachen. Dieser Faktor trägt nicht unwesentlich zu einem sehr unterschiedlichen Zeit- und Lebensgefühl bei, außerdem werden gewisse politische Vorgänge hierdurch ungemün kompliziert: So können in der Russischen Föderation Wahlen oder öffentliche Feiertage mit den hiermit verbundenen Ritualen niemals an demselben Tag durchgeführt werden. Erinnerung sei auch daran, daß die Siegesfeiern über das faschistische Deutschland auch im westlichen Rußland nicht am 8., sondern am 9. Mai stattfinden, da zu der späten Abendstunde, als am 8. Mai in Berlin-Karlshorst die Kapitulationsurkunde unterzeichnet wurde, Moskau bereits den 9. Mai begonnen hatte. Nicht zuletzt sei im Zusammenhang mit Rußlands unterschiedlichen Zeitzonen auch auf das Verhältnis Zeit/Raum hingewiesen, das russische Historiker seit dem 18. Jahrhundert immer wieder hervorgehoben haben, um Rußlands Unterschied zu Europa zu erklären. Heute wird das russische Zeit-Raum-Verhältnis besonders in den geopolitischen und geostrategischen Spekulationen der politischen Eliten geltend gemacht, die einer Identifikation mit „Eurasien“ das Wort reden.

\* \* \*

Ich möchte im folgenden an einigen konkreten Daten des russischen 20. Jahrhunderts den Impact von Zeit und Zeitwenden kurz andeuten. Wobei meine Zeitgrenze von den „zehn Tagen, die die Welt erschütterten“ (wie der amerikanische Journalist John Reed seinen Bericht über die Oktoberereignisse von 1917 nannte) bis zu den „Feiertagen“ (*prazdniki*) am 7. und 8. November reicht, die auch im letzten Jahre wieder begangen wurden – obwohl offiziell der Gedenktag an die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“ gar nicht mehr existiert.

Es scheint wenig angebracht, auf einer in Leipzig stattfindenden Tagung von der „historischen Mission“ der Oktoberrevolution zu sprechen. Doch die Vorstellung der Mission der Revolution hat insbesondere das Zeitgefühl der Generation der zwanziger und dreißiger Jahre stark geprägt – und das nicht nur innerhalb der Sowjetunion: das „Prinzip Hoffnung“, der auf Zukunft und Weltrevolution gerichtete Menschheitstraum hat auch zahlreiche Zeitgenossen in anderen Ländern in seinen Bann gezogen. François Furet legte davon in seinem letzten autobiographischen Buch *La fin d'une illusion* Rechnung ab – obwohl er mit dem Begriff der „Illusion“ wohl nicht die ganze Problematik des Glaubens an eine zukünftige Epoche traf.<sup>6</sup>

6 Für die deutsche Übersetzung s. F. Furet, *Das Ende der Illusion: der Kommunismus im 20. Jahrhundert*, München/Zürich 1998.

Das ausschließlich nach vorn gerichtete Zeitgefühl des jungen Sowjetrußland, das in der bis in die letzten Zeiten der Sowjetunion geltenden Devise „vorwärts“ – „vpered“ – Ausdruck fand,<sup>7</sup> hat in den zwanziger Jahren parallel zur „Neuen ökonomischen Politik“ geradezu phantastische utopische bzw. futuristische Projekte gezeitigt: Sie alle postulierten die Schaffung der „neuen Welt“, des „neuen Menschen“ und einer „neuen Lebensform“ (*byt'*) im totalen Gegensatz zu dem „alten“, „gewesenen“ Menschen und einer historischen Zeit. Das Zeitgefühl des Kommunismus war in den ersten Jahren nach der Zeitenwende 1917 ausschließlich an „dem Neuen“ orientiert, das die „Vorgeschichte“ der Menschheit abgelöst hatte. Ein markiger Kult von Jugend, Stärke, Vitalität und jugendlicher Formbarkeit bis hin zum Kult der Avantgarden zeichnete die Anfangsjahre des kommunistischen Regimes aus. So ist bezeichnend, daß auf dem Höhepunkt des Bürgerkriegs und inmitten seiner Grauen Bucharin und Preobraženskij 1919 mit dem gemeinsam verfaßten „ABC des Kommunismus“<sup>8</sup> die größte Utopie der neuen Zeiten schufen. Seite für Seite steht hier nachzulesen und nachzufühlen, wie die Autoren von dem Tempo der zerberstenden alten Zeit als notwendiger Voraussetzung für die neue Gesellschaft beflügelt werden. Eine Million Exemplare wurden allein in den ersten Monaten nach Erscheinen des Buches verkauft und weitere Millionen die ganzen zwanziger Jahre hindurch. Noch 1925 schrieb Bucharin in einem Beitrag über „alte“ und „neue Moral“, es gelte, den „alten Traditionen die Zähne auszubrechen“<sup>9</sup>.

Die bolschewistische Festkultur, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, orientierte sich besonders in den zwanziger Jahren an mythischen Bildern vom Ende der Geschichte und vom menschheitsgeschichtlichen Neubeginn, der kommunistischen Ära. Wobei jedoch das beschworene „Ende der Geschichte“ keine Erinnerung an Vergangenheit aufkommen läßt: Die Revolution erinnert sich nicht. Sie ist Zukunft. Allerdings erinnerte sich der zehnte Jahrestag, 1927 an den Ursprung der Zukunft zurück – das Jahr 1917.

Zu den Visionen, Utopien und Projekten, die der programmatischen Beschleunigung der Zukunft dienen sollten, gehört vor allem der Versuch, den Taylorismus in die Realität des Sowjetrußland der frühen zwanziger Jahren einzuführen. Die erste Konferenz über Taylorismus ließ 1921 ein „Institut für Wissenschaftliche Organisation der Arbeit und Mechanisierung des Menschen“ entstehen, NOT (*Naučnaja organizacija truda*)<sup>10</sup>, ein

7 Vgl. hierzu auch den Roman von V. Kataev, *Vremja vpered*.

8 N. Bucharin, E. Preobraženskij, *Das ABC des Kommunismus*, Hamburg 1921.

9 Zitiert von G. Koenen, *Utopie der Säuberung*, Berlin 1998, S. 129.

10 R. Fülöp-Miller, *Geist und Gesicht des Bolschewismus*, Zürich-Leipzig-Wien 1926, S. 281. Hier auch aus einem Gedicht Gastev der Vers: „Es ist wichtig, nicht nur zu rasten, sondern diese Rast auch auszunützen, zu organisieren.“

Netzwerk von Instituten, die sich mit Effizienz und Produktivität der Arbeit beschäftigten: Es galt, die Massen als kollektive Arbeitsmaschine zu organisieren, um die Zeit für den technischen Fortschritt zu ökonomisieren. Die NOT, die unter Leitung des proletarischen Schriftstellers Alexej Gastev die zentrale wirtschaftliche Planung vorausnahm, bestand bis in die dreißiger Jahre, als die Stachanov-Bewegung begann. Gastevs Traum war eine neue Menschheit, die durch Uhr und die Maschine transformiert würde – durch eine Revolution in der Zeit.

Eine ähnliche Organisation, NET – „Zeitliga“ – genannt, wurde von dem Theatermenschen Kerzencev geschaffen. Sie gründete vor allem auf den Ideen Henry Fords. Seine in den zwanziger Jahren entstandenen Schriften *The Meaning of Time* und *Machinery, the New Messiah*, die sich gegen die Vergeudung von Zeit, Material und Energie richteten, waren damals auch in Sowjetrußland weitverbreitet. Henry Fords *My Life* erschien in acht Auflagen und war Pflichtlektüre für Parteimitglieder, Ökonomen, Ingenieure, Manager und Studenten der Technik. Während des ersten Fünfjahrplans wurde ein Abkommen mit der „Ford Motor Plant“ geschlossen, das nicht nur Traktoren und technische Bestandteile, sondern auch Ingenieure aus Detroit nach Sowjetrußland brachte. Fords Erfindung des Fließbands galt hier als positives Mittel für die Ökonomie von Zeit, Ford selbst als Manager von Raum, Volk und Zeit. Einige russische Zeitgenossen sahen in Fords Fließband nicht nur das Modell der Fabrik, sondern das Modell der Gesellschaft überhaupt. Die Beschleunigung des Gangs der Zeit ließ Kerzencev als ersten in Sowjetrußland die Chronokarte einführen. Die Organisation der Jungen Pioniere wurde ursprünglich als „Zeitliga“ konzipiert, um Zeit zu kontrollieren und damit zur Selbstdisziplin beizutragen.

Während im westlichen Europa der zwanziger Jahre der Fordismus höher als der Taylorismus – die Ausbeutung schlechthin – eingeschätzt wurde, gingen in Sowjetrußland beide Bewegungen ineinander über; sie wurden Vorbild für Modernität und Modernisierung. „Amerikanisierung“ (*amerikanizacija*) wurde zur Metapher für beschleunigtes Industrietempo, Effizienz, schnelles Wachstum und Produktivität und der von Lenin verpönten *aziatčina* gegenübergestellt. Erinnerung sei an die von Stalin propagierte Verbindung amerikanischer Effizienz und russischen revolutionären Elans für den Aufbau des Kommunismus.

Die ersten Fünfjahrpläne, die Planifikation der Produktion und vor allem die „vorzeitige“ Planerfüllung sowie die Stachanov-Bewegung (1931) mit den ersten Schockbrigaden waren Stützpfeiler von Stalins Kulturrevolution der dreißiger Jahre und Symbole des Aufbruchs. Es geht um die fanatische Beschleunigung der Zeit, um Tempo und Dynamik für eine Welt, die noch nicht hier ist, doch die es geben wird. Es geht um Zeit, die in die

„lichte, strahlende Zukunft“ weist. *Svetloe buduščee*, die „lichte Zukunft“ – wird zum Lebenssinn der Sowjetmenschen.

Alexander Bogdanovs technische Utopien, die der *science fiction* nahe kamen und Kybernetik und Computerwissenschaft vorausnahmen, waren noch in den frühen dreißiger Jahren, als ihr Verfasser längst in Ungnade gefallen war, Pflichtlektüre an den Parteischulen<sup>11</sup>. Die Utopie war gleichsam die „*conditio humana*“ der frühen Sowjetgesellschaft, die in einem Zeitrausch ohnegleichen lebte: Zeit bedeutete, über die Geschichte zu siegen.

Allerdings gab es auch Gegenstimmen, die in der Form sozialer Anti-Utopien vehement kritisierten, daß die Produktion des Arbeiters von Zeitmessungen abhängig gemacht wurde. So polemisierte Evgenij Zamjatin 1920 in „Wir“ (*My*) gegen die Tayloristen mit ihren schnellen und rhythmischen Bewegungen, die Zeit ersparen sollten, um aus dem Menschen eine einzige Maschine zu machen.

Es war in dieser Epoche des propagandistischen Appells an die „neue Moral“ und die „neue Zeit“, daß der „sowjetische“ Kalender zwischen 1929 und 1940 dreimal revidiert wurde. Als Grund hierfür wurde neben „Produktionszwängen“ der definitive Bruch mit der Vergangenheit angeführt und der Wunsch, sich die Zeit zu unterwerfen, um den Schritt in die Zukunft zu tun. Es ging zunächst darum, die Sonntage aufzuheben, insbesondere weil die russische Bezeichnung für Sonntag *voskresenie* – „Auferstehung“ – lautet; auch sollte die Vorstellung vom Sonntag als erster Tag der Woche ausgemerzt werden. Gedacht wurde ebenfalls daran, die Wochentage überhaupt aufzuheben oder an ihrer Stelle ganz neue Bezeichnungen einzuführen wie „Marx“, „Lenin“, „Industrialisierung“, „Kommune“. Desgleichen sollten neue sowjetische Feiertage geschaffen werden. Ende der zwanziger Jahre wurde verboten, das „Neue Jahr“ mit dem Symbol der Tanne zu begehen – ein Feiertag, der jedoch am 1. Januar 1936 wieder eingeführt wurde. Vorschläge gingen auch in Richtung auf eine neue Jahreszählung, wobei der erste Tag im Jahr der 7. November sein sollte und 1917 das erste Jahr der neuen Ära.

Einer dieser Kalender, der acht Monate lang, vom Oktober 1929 bis zum Juni 1930, existierte, setzte der siebentägigen christlichen Woche ein Ende und führte die fünftägige „sowjetische“ Woche ein – mit fünf Arbeitstagen, der sechste Tag war frei.<sup>12</sup> Der zweite Kalender, ebenfalls mit fünf Arbeitstagen, galt bis zum Juli 1931. Der dritte Kalender ging zur

11 A. Bogdanovs utopische Romane *Krasnaja Zvezda* (Roter Stern) und *Inžener Menni* (Ingenieur Menni) waren noch vor dem ersten Weltkrieg entstanden. Desgleichen seine Organisationswissenschaft, *Tektologija* genannt.

12 Hierzu ein berühmt gewordenes Gedicht von Daniil Charms aus dem Jahre 1929 „*Io Razrušenie*“. Vgl. auch M. Heller/A. Nekrič, *Geschichte der Sowjetunion*, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1985, S. 214.

Sechs-Tagewoche über und hielt sich ganze neun Jahre lang bis zum 26. Juli 1940, als die traditionelle Länge der Woche und die traditionellen Namen der Wochentage wieder eingeführt wurden und die sowjetische Regierung den Werktätigen den Sonntag als freien Tag schenkte.

Es ist aufschlußreich, daß diese Experimente in keinem der großen sowjetischen Referenzwerke – etwa den drei Editionen der Großen Sowjetenzyklopädie – angeführt sind und auch in der westlichen Literatur über Revolutionskultur<sup>13</sup> nicht erörtert werden. Einzig ein polnisches Nachschlagewerk weist auf dieses Phänomen hin mit Angabe der einschlägigen Quellen.<sup>14</sup>

Eklatante Zukunftsvisionen des materiellen Wachstums der Sowjetunion gab es auch unter Chruščov. Das auf dem 22. Parteikongreß 1961 angenommene Programm der KPdSU verkündete, daß „die Sowjetunion im nächsten Jahrzehnt (1961–1970) beim Aufbau der materiell-technischen Basis des Kommunismus die USA – das mächtigste und reichste Land des Kapitalismus – in der Produktion pro Kopf der Bevölkerung überflügeln wird“. Im übernächsten Jahrzehnt (1971–1980) „wird die materiell-technische Basis des Kommunismus errichtet, die für die gesamte Bevölkerung einen Überfluß an materiellen und kulturellen Gütern sichert“, versprach Chruščov im Parteiprogramm, ohne allerdings sein Zukunftsprojekt an die Durchführung weiterer revolutionärer Umwälzungen „von oben“ anzubinden.<sup>15</sup> Nur wenige Jahre nach Chruščovs Proklamation stellte der Dissident Andrej Amalrik in einem berühmt gewordenen Essay die Frage „Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?“ (1966/67).<sup>16</sup> Die Antwort, die er in seiner Anti-Utopie gab, brachte ihn sofort ins Gefängnis: Amalrik zufolge würde der Untergang der Sowjetunion im Jahr 1984 erfolgen.

Verglichen mit den letzten Herrschaftsjahren Stalins war die Bezeichnung der Periode der Regierungsherrschaft Chruščovs als „Taufwetter“ insofern berechtigt, als die schöpferische Intelligencija erstmals wieder einen gewissen Spielraum erhielt. Erstmals erfuhr in der Periode des „Taufwetters“ aber auch die sich immer nur positiv weiterentwickelnde lineare Zukunftszeit einen gravierenden Einschnitt: Die Verbrechen, auf denen die „lichte Zukunft“ gründete, wurden benannt. 1956, auf dem 20. Parteitag, legte Chruščov, wenn auch nur in Form einer Geheimrede, Stalins Verantwortung für die großen Säuberungen und die Massenrepressionen offen. Die von Solženizyn im November 1962 in der Zeitschrift *Novyj Mir* veröffentlichte Erzählung „Ein Tag aus dem Leben des Iwan Denisso-

13 Z. B. R. Stites, *Revolutionary Dreams* (Anm. 5) und S. Plaggenborg, *Revolutionskultur*, Köln/Weimar/Wien 1996.

14 Vgl. „Kalendar“, in A. de Lazari (Hrsg.), *Idee v Rossii. Idee w Rosju. Ideas in Russia. Leksykon rososko-polsko-angielski*, Bd. 1, Warschau 1999, S. 190-196.

15 Vgl. W. Süß, *Die Sowjetunion – Machtentfaltung und Niedergang*, Frankfurt a. M. 1997, S. 32-33.

16 Vgl. A. A. Amalrik, *UdSSR – 1984 und kein Ende*, Frankfurt a. M. 1981.

vitsch“ machte die „lichte Zukunft“ zumindest in Kreisen der Intelligencija ein für allemal zur Illusion.

Der die Magie der Zukunft etwas hinten an stellende „reale Sozialismus“ der Brežnev-Epoche ist im Nachhinein von Gorbačov als Stagnation (*zastoj*) bezeichnet worden, womit der neue Parteichef sein „neues Denken“ und die Dynamik für dringend notwendige Reformen zu rechtfertigen suchte. Was als Perestrojka bekannt werden sollte, begann 1986 mit Gorbačovs Konzept der „Beschleunigung“ – *uskorenje* – der „sozial-ökonomischen Entwicklung auf der Grundlage des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts“: „Mehr Sozialismus bedeutet mehr Dynamik, mehr Elan...“<sup>17</sup> Beschleunigung und Innovation, die den Wertehorizont der Perestrojka ausmachten, setzten in einem gewissen Sinne die sowjetische Utopie fort, den Glauben an die „lichte Zukunft“. Das galt bis Ende Dezember 1991 als Jelzin verkündete, daß „der Untergang der UdSSR nicht der Untergang von Rußland, sondern derjenige der kommunistischen Utopie ist“.<sup>18</sup>

Sämtliche Perioden der sowjetischen Epoche haben unmittelbar mit der Referenz auf Zeit zu tun, der „von oben“ vermittelten Vorstellung, in einer permanenten Bewegung nach vorn, im ungebrochenen Fortschritt der Geschichte zu leben. Chruščov hat schließlich nur Stalin, nicht aber das System für die Verbrechen beschuldigt und in ihnen keinen Hinderungsgrund für die „lichte Zukunft“ gesehen.

Wie aber nahm sich gegenüber der mythischen Zeit der kommunistischen Ideokraten die gelebte Zeit der Russen aus? In welchem Verhältnis befand sich die konkrete Zeit des Sowjetbürgers zur abstrakten Zeit der Sowjeteschatologie? Hierüber sollte der Dialog mit meinem russischen Kollegen und Freund Denis Sdviškov gehen, der auch das von der Belletristik gezeichnete Zeitbild des Sowjetmenschen miteinbeziehen wollte. Ich kann im folgenden nur meinen subjektiven Eindruck wiedergeben und weiß nicht, ob Denis Sdviškov mit mir übereinstimmen würde: daß die Russen, was immer ich in Vor-Perestrojka-Zeiten von ihrem „kommunistischen“ Alltag wahrnahm, mit Zeit so umgingen, als existierte sie nicht; daß sie eigentlich immer Zeit hatten insofern der Alltagszeitbegriff nicht nach vorn gerichtet war, sondern am Augenblick fixiert blieb. Als ob der Exzeß an Zukunft und die Magie der Zukunft einen gleichsam zeit- und richtungslosen Alltag provozierten. Daran vermochte auch der propagandistische Hinweis auf den Plan und seine zeitliche Abkürzung durch die Übererfüllung des Solls nichts zu ändern.

Man stand zwar stundenlang in Schlangen für nahezu alle lebensnotwendigen Gebrauchsgüter wie Lebensmittel und Bekleidung, aber auch für Fahrkarten, Aufenthaltsgenehmigungen, Bezugsscheine für Wohnungen,

17 Zitiert von G. Koenen, Utopie der Säuberung (Anm. 9), S. 395.

18 Jelzin in einer Ansprache am russischen Fernsehen vom 29. Dezember 1991.

Umzüge, Ferien etc. und stand somit im „Streß“, doch das „time is money“-Syndrom kapitalistischer Gesellschaften war in der Sowjetunion unbekannt – und natürlich auch ein Äquivalent für den Begriff Streß. In den Straßen der großen Städte, auf den Bahnsteigen der Metro und Vorortbahnen hielt man vergeblich nach Uhren Ausschau. Auch Privatpersonen schauten nicht auf die Uhr, ja meine Bekannten unter der *Intelligencija* besaßen zum großen Teil gar keine Uhren und kamen entsprechend auch zu Verabredungen oft um Stunden zu spät. „Ničego“, es machte nichts, man hatte ja Zeit. Man saß Nächte hindurch in den Küchen und sprach über Leben, Liebe und Tod – Themen, die sehr viel Zeit erfordern. Die Manuskripte meiner *Intelligencija*-Freunde lagen oft jahrelang in den Tresoren der Abteilungsleiter ihrer Institute, bis der von Parteikadern erstellte „Plan“ ihre Veröffentlichung mit einer im normalen Wissenschaftsbetrieb nicht vertretbaren Verspätung ermöglichte. In der sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschung stand die Zeit oft still – ganz im Unterschied zu den Raketenprogrammen und der militärischen Aufrüstung, wo sich Rußland im zeitlichen Wettbewerb mit der anderen Großmacht der Welt befand.

Das in der gesellschaftlichen Praxis stagnierende Zeitgefühl wurde durch das Beschleunigungsmoment (*ustroenie*) der Perestrojka total erschüttert. Die mit Perestrojka und Glasnost' in der Gesellschaft einhergehenden Veränderungen vollzogen sich von allem Anfang an in einem rasanten Tempo, mit einer Dynamik, die vor allem den von Gorbačov geplanten Erneuerungskurs – die Beschleunigung der ökonomischen und sozialen Reformen – aufs schnellste überholten.

Angesichts der rapiden sozialen Veränderungen warnte Gorbačov bereits in einer frühen Rede vor Vertretern der Massenmedien und Künstlerverbände: „In Zusammenhang damit, daß sich die Bewegung beschleunigt, muß man immer 'die Uhren vergleichen' –, und das bezieht sich sowohl auf die Partei als auch auf die Massenmedien“.<sup>19</sup> „Bewegung“, „Beschleunigung“, „Tempo“, „Dynamik“, „Wettlauf mit der Zeit“ kommen in allen von Gorbačov während der Perestrojka gehaltenen Reden immer wieder vor. Sein Zukunftsprojekt war jedoch der von ihm ausgelösten Dynamik nicht gewachsen. Es blieb hinter der von ihm selbst anvisierten Zeit zurück, so daß Gorbačov schließlich an dem von seinen Reformen ausgelösten Tempo scheitern mußte.

Das enorme Tempo der Glasnost', die kurze Zeitspanne, in der die sowjetische Gesellschaft mit Informationen aus der politischen Realität des Landes, die sie jahrzehntelang nicht zur Kenntnis nehmen durfte, überhäuft wurde, hat zu einer tief eingreifenden Transformation ihres Denkens

19 M. S. Gorbačov, Rede beim Treffen mit den Leitern der Massenmedien und der Künstlerverbände im Zentralkomitee der KPdSU, in: Pravda, 15. Juli 1987, zitiert von W. Kabanow (Hrsg.), Perestrojka in der Diskussion, München 1989, S. 345.

über ihre eigene, die sowjetische Zeit und erstmals auch wieder über die Vergangenheit geführt. Sie hat ebenso die Erinnerung an Zeit in eine qualitativ neue Perspektive gestellt.

Die „Große Sozialistische Oktoberrevolution“, die nicht nur die Legitimität des sowjetischen Staates begründete, sondern die Identität ganzer Generationen markierte, wurde nach 1991 zum „Putsch“, zum „Staatsstreich“ abgewertet. Das Denkmal der Aussöhnung von „Roten“ und „Weißen“, das Jelzin 1997 für die Opfer der Oktoberrevolution versprach, ist bisher nicht errichtet worden. Dafür ließ Jelzin im Sommer 1998 einen Staatsakt für die Beisetzung der Überreste des letzten Zaren, Nikolaj II., und seiner Familienangehörigen ausrichten: Auf den Tag genau achtzig Jahre nach dem Massaker in Jekaterinburg (am 18. Juli 1918) wurden sie in der Peter- und Pauls-Festung in St. Petersburg der historischen Gemeinschaft der Romanov-Herrscher übergeben. Jelzin sprach zwar von einem „Akt der Aussöhnung der russischen Gesellschaft“ und der „nationalen Reue“, doch ging es ihm bei der Inszenierung des Staatsakts weit mehr darum, die Kontinuität des Staates der Russischen Föderation mit dem Staat des zaristischen Rußland zu bezeugen, der durch die Abdankung Nikolajs II. am 2. März 1917 aufgehört hatte zu existieren. Mit anderen Worten: Es ging um die Rechtsnachfolge des zaristischen Imperiums durch die heutige Russische Föderation und damit um historische Kontinuität, deren Nachweis seit den letzten Jahren zahlreiche Politologen und Juristen zu erbringen suchen.<sup>20</sup>

Der Staatsführung im Jelzin-Rußland wie auch der russischen orthodoxen Kirche, die im August 2000 Nikolaus II. heilig sprechen ließ, geht es um die Kontinuität der russischen Geschichte, die die Unbilden der sowjetischen Periode gleichsam ausklammert und die „lichte Zukunft“ in die vorrevolutionäre Vergangenheit zurückprojektiert. Die allseits beschworene „Wiedergeburt“ Rußlands macht sich um so mehr an der weit zurückliegenden Vergangenheit fest, als es für die Zukunft kein konkretes Projekt gibt. Die Suche nach historischer Kontinuität bezeugt die Trikolore, die Peter der Große einst aus Holland nach Rußland brachte und die seit 1991 an Stelle der mit Hammer und Sichel gezeichneten roten Flagge als Staatsflagge dient, desgleichen die Wiederbenutzung des doppelköpfigen zaristischen Doppeladlers als Staatselement, welches die Uniformen der russischen Armee seit dem ersten Tschetschenien-Krieg ziert. Die neue Nationalhymne wurde Michail Glinkas Oper „Ein Leben für den Zaren“ entliehen – ohne daß man sich allerdings auf einen entsprechenden Text einigen konnte.

Alexander Jakovlev hatte als Sekretär des Zentralkomitees der KPdSU und Mitglied des Politbüros mit der Verantwortung für das Ressort Ideologie Gorbachov die Grundideen von Perestrojka und Glasnost geliefert.

20 Vgl. hierzu besonders die Aufsätze von Alexej Salmin in der Zeitschrift Politija.

Seit 1992 vertritt er jedoch die Devise „in die Geschichte zurückkehren“, was für ihn bedeutet, vom ideologischen Fundament des Oktober auf dasjenige des Februar zurückzugehen. „Der Oktober hat den Februar gestürzt. Die Diktatur des Bolschewismus hat die Bewegung zur Demokratie unterbrochen.“<sup>21</sup>

Der Kommunismus war keine Geschichte und hat keine Geschichte gehabt – das, was Jakovlev und andere Angehörige der ehemaligen kommunistischen Eliten seit 1992 propagieren, war vormals Gemeingut der Dissidenten. Einige mußten für derartige Aussagen ihre Karrieren opfern. Bezeichnend für diese Auffassung ist u.a. das von Michail Heller und Alexander Nekrič gemeinsam in der Emigration verfaßte Werk „Die Utopie an der Macht“.<sup>22</sup>

Die Intelligencija hat nicht nur in dem für sie bezeichnenden Selbstmitleid die Formel lanciert „wir sind aus der Geschichte herausgefallen“, womit der Verlust ihres sozialen und intellektuellen Prestiges in der „Transformationsperiode“ gemeint ist. Einige ihrer Vertreter setzen in der sogenannten „Kul'turologija“ wieder bei vorrevolutionären Wert- und Glaubensvorstellungen an, um die alte „russische Idee“ für Rußlands Weg in die postkommunistische Zukunft zu mobilisieren.<sup>23</sup>

Als Gegenkultur zur „lichten Zukunft“ und Gegenentwurf zum Fortschritt als bestimmendem Prinzip der Geschichte erfährt heute die „zyklische Zeit“ ihre Wiedergeburt: Zivilisationen haben ihren „Anfang“, ihre „Blüte“ und ihren „Zerfall“. Die kulturhistorische Typenlehre des Geschichtsphilosophen Nikolaj Jakovlevič Danilevskij (1822–1885), mit Versatzstücken aus Spenglers, Toynbees und unlängst auch Huntingtons Vorstellungen über „Zeit in der Geschichte“ und Rußlands spezifischen Ort in der Universalkultur verbrämt, stellt seit Mitte der neunziger Jahre die Grundlage einer neuen, die Stelle des dialektischen Materialismus einnehmenden „metaphysisch“-spekulativen Geschichtskonzeption dar. Als „Kul'turologija“ wird sie von ehemaligen Dozenten des Marxismus-Leninismus seit 1992 als neues allgemeinbildendes Pflichtfach unterrichtet. Unhinterfragt gehen in die Kul'turologija auch die Sinnvorstellungen der russischen Religionsphilosophen des vorangegangenen *fin de siècle* ein, die wie Vladimir Solov'ev, Berdjaev, Bulgakov, Rozanov, Florenskij ihre messianischen, eschatologischen und apokalyptischen Erwartungen dem Materialismus und Positivismus ihrer Zeit entgegenhielten. Auch dieser Bereich der vorrevolutionären „vaterländischen Philosophie“ (*ote-*

21 A. Jakovlev, Uroki odnoj revoljucii, in: Svobodnaja mysl', 7, 1992, S. 93.

22 M. Geller/A. Nekrič, Utopija v vlasti. Istorija Sovetskogo Sojuza s 1917 goda do našich dnej, London 1982. Für die deutsche Übersetzung vgl. M. Heller/A. Nekrič, Geschichte der Sowjetunion 1914–1980, 2 Bde., Königstein/Taunus 1981; 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1985, 2 Bde.

23 Hierzu J. Scherrer, Kul'turologija als ideologischer Diskurs, in W. Kissel/F. Thun/D. Uffelmann (Hrsg.), Kultur als Übersetzung, Würzburg 1999, S. 279-292.

*čestvennaja filosofija*) setzt heute dort an, wo der normale Lauf der russischen Geschichte unterbrochen wurde. Die christliche Konzeption der Zeit der russischen Religionsphilosophie, die erneute Referenz auf Ewigkeit und das „ewige Rußland“ sind aufgerufen, das marxistische Verständnis des historischen Prozesses, den Sprung von Quantität in Qualität – das Neue –, verstanden als ein „zeitliches“ Phänomen, zu überwinden.

Bemerkenswerterweise sind es in erster Linie kaum Fachhistoriker, sondern Wissenschaftler anderer Disziplinen, die heute die typologische, zyklische Variante des kulturhistorischen Prozesses in Rußland propagieren und eine neue Periodisierung der russischen und sowjetischen Geschichte vorschlagen. Hierunter sind in erster Linie der Ökonom Alexandr Samoilovič Achiezer zu nennen mit seinem dreibändigen monumentalen Werk *Rossija: Kritika istoričeskogo opyta* (Rußland: Kritik der historischen Erfahrung)<sup>24</sup> und der Mathematiker Anatolij Fomenko, der in den letzten Jahren zahlreiche Bände vorgelegt hat mit einer Meister-Erzählung der neuen „globalen Chronologie“, die nicht nur auf der Kritik der klassischen Chronologie beruht, sondern auf ihrer totalen Revision.<sup>25</sup>

Die verschiedenen im Jelzin-Rußland unternommenen Versuche, siebzig Jahre sowjetischer Zeit gleichsam in Klammern zu setzen, um mittels einer rückwärtsgewandten Utopie bzw. der kulturalistischen Wende zu der eigentlichen, authentischen russischen Kultur vor 1917 zurückzukehren (die einzig in der russischen Emigration weitergeführt wurde), haben eine kritische Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit durch die russische Öffentlichkeit bisher verhindert. Wie aber lebt der postsowjetische Bürger mit seiner historischen Erinnerung? Was bedeutet es für ihn, daß er die Feiertage vom 7. und 8. November nach wie vor begeht? Feiertage, die ihre Bedeutung verloren, weil sie auf ihren Inhalt, das Ereignis der Feier verzichtet haben?

Interviews, die ich im letzten Jahr zum Zeitpunkt der vormaligen „Revolutionsfeierlichkeiten“ in Moskau durchführte, haben nicht viel ergeben: Man feiere den 7. und 8. November, weil man das immer tat. Es sei eine Tradition, und der Anlaß hätte nie jemanden interessiert. Außer bei den Kommunisten, in deren dünnen Demonstrationenzug ich mich einreichte und die selbst auch nicht an ein Auferstehen der revolutionären Tradition glaubten, feierte man zwei Tage lang, während derer sich das Land in einer nahezu totalen Ruhepause befand, ohne jegliche Erinnerung und ohne Bewußtsein von Zeit. Eric Hobsbawms Hinweis, daß die Welt, die Ende der

24 A. S. Achiezer, *Rossija: kritika istoričeskogo opyta*, 3 Bände, Moskau 1991; zweite überarbeitete und ergänzte Ausgabe, 2 Bände, Nowosibirsk, 1997. Eine Kurzdarstellung der Thesen Achiezers wurde unter dem Titel *Social'no-kul'turnye problemy razvitiya Rossii* 1992 vom INION in Moskau herausgegeben.

25 Vgl. G. V. Nosovskij/A. T. Fomenko, *Novaja chronologija i koncepcija drevnej istorii Rusi, Anglii i Rima: fakty, statistika, gipotezy*, Moskau 1994, 2 Bde.

achtziger Jahre in Stücke brach, eine von den Auswirkungen der Russischen Revolution geprägte Welt war und wir alle von ihr gekennzeichnet waren,<sup>26</sup> trifft heute wohl eher für den westlichen Zeitzeugen als den post-sowjetischen Menschen zu. So hatte es zumindest in Moskau den Anschein.

Ich möchte abschließend ein Beispiel aus der Literatur erwähnen, die für das Thema der Zeitenwenden in Rußland eine so entscheidende Rolle gespielt hat und dabei auf die Verknüpfung von Zeit und Raum bei dem Lyriker Ossip Mandel'stam hinweisen. Dem heute wiederum als transzendent mystifizierten Silbernen Zeitalter der russischen Kultur (das zu Sowjetzeiten als bürgerliche Dekadenz verpöht wurde) setzte Mandel'stam mit dem von ihm begründeten Akmeismus das „Steinzeitalter“ entgegen.<sup>27</sup> Die Zeit erscheint geschichtet, und die Dichtung erweist sich als Instrument, das, gleich dem Pflug, die in der Tiefe liegenden Schichten an die Oberfläche holt und damit „Neuland“ schafft. Der Stein ist für Mandel'stam nicht nur die Vergangenheit, er birgt durch seine periodische Schichtung auch die Zukunft in sich. Eine panchrone Struktur entsteht durch die Wiederholung: Der Pflug holt verborgene Schichten immer wieder an die Oberfläche – die Wiederholung widersetzt sich dem Vergessen und stellt sich in den Dienst der Memoria. In der Wiederholung liegt Erinnerung.

Mandel'stam ist von seinem jüngeren Kollegen Joseph Brodsky als „Rußlands größter Dichter im zwanzigsten Jahrhundert“ gepriesen worden. Er kam im Gulag um, seine Gedichte durften zu Sowjetzeiten nicht veröffentlicht, ja nicht einmal in Manuskriptform aufbewahrt werden. Nadežda Mandel'stam, seine Frau, lernte sie daher auswendig und wiederholte sie sich jahrzehntelang Tag für Tag, um sie nicht zu vergessen und der Nachwelt zu überliefern. Ihre Memoiren, 1971 und 1975 in deutscher, allerdings gekürzter Übersetzung erschienen,<sup>28</sup> stellen eines der größten und gleichzeitig bewegendsten Dokumente einer Epoche dar, in der die Zeit, zur Zukunftsperspektive verkürzt, die Gegenwart verachtet. Diese *longue durée* gelebten Lebens wieder in das (individuelle wie auch kollektive) Gedächtnis zurückzuholen, ist eine Aufgabe, die das heutige Rußland zu lösen hat. Und hierfür braucht es wahrscheinlich noch sehr viel Zeit.

26 Vgl. E. Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien 1995, zitiert von Koenen (Anm. 9), S. 407.

27 Vgl. O. Mandel'stam, Gespräche mit Dante und „Das Wort und die Kultur“.

28 N. Mandel'stam, Vospominanija, New York 1970, und Vtoraja kniga, Paris 1972. Die deutsche Übersetzung: Das Jahrhundert der Wölfe, Frankfurt a. M. 1971 und Generation ohne Tränen. Erinnerungen, Frankfurt a. M. 1975 (stark gekürzt).